

•  
LION  
FEUCHT  
WANGER

*Der Teufel in  
Frankreich*

*Erlebnisse*

*1940*



und sogar schlimmer als sie selber.

Achtundvierzig Stunden blieben mir für Vorbereitungen.

An Gepäck mitnehmen durfte man dreißig Kilogramm. Nach den Erfahrungen, die ich während meiner ersten Internierung gesammelt hatte, mußte das Gepäck vor allem gut tragbar sein. Man mußte gewärtigen, es manchmal auf weite Strecken selber schleppen zu müssen, in Reih und Glied marschierend; so war es mir das letzte Mal ergangen. Eifrige Erörterungen begannen, was man am besten mitnehme. Das Wichtigste waren Decken für die Nacht, sehr wichtig auch war ein kleiner Klappstuhl, denn Sitzgelegenheit gibt es nicht. An Kleidern und Wäsche nahm man am besten das Derbste mit, was man besaß; denn alles zerlumpte sehr rasch. Bei der Mitnahme von Büchern spielten Format und Gewicht eine beinahe größere Rolle als der Inhalt, handliche Dünndruckbände sind da das praktischste. Ich entschied mich für einen Dünndruckband Balzac, der auf kleinstem Umfang sechs Romane enthielt.

Am nächsten Tag wurde ich telefonisch auf das Bürgermeisteramt beschieden, wo mir für die Reise ins Lager ein Passierschein sollte ausgestellt werden. Es war nämlich uns Nichtfranzosen verboten, uns von unsern Wohnorten ohne besonderen Geleitschein wegzubewegen; auch für die Reise ins Konzentrationslager bedurfte es eines solchen besonderen Erlaubnisscheines.

Der Beamte auf dem Bürgermeisteramt, ein Mann, mit dem ich in den Jahren meines Aufenthalts in Sanary sehr oft zu tun gehabt hatte, war gefällig, ja beflissen. Doch zeigte er, wie die meisten Einheimischen, eine gewisse Verlegenheit, eine Mischung von Neugier, von echtem Bedauern und von Scheu, sich mit Leuten, die von der Regierung eingesperrt werden, also doch anrühlich sind, zu tief einzulassen. Geschäftig betrieb er die Beschaffung des Passierscheines. Während man sonst auf die Ausstellung eines solchen Passierscheines etwa zum

Zweck eines Besuches beim Zahnarzt in der acht Meilen entfernten Stadt manchmal vierzehn Tage warten mußte, erklärte sich diesmal der Sergeant der nächstgelegenen Gendarmeriestation telefonisch ohne weiteres bereit, sogleich herüberzukommen und die notwendige Schreibung vorzunehmen.

Es waren noch drei andere Deutsche aus Sanary herbeordert worden. Wir warteten in einem Raum im Erdgeschoß des Bürgermeisteramts, der gewöhnlich als provisorischer Gewahrsam diente für Verbrecher, bis die Polizei käme, sie abzuholen. Auch der Veterinärarzt benutzte den Raum, wenn er allwöchentlich kam, die kranken Kleintiere zu behandeln. Jetzt also warteten wir hier. Wir waren unser viere, die morgen nach Les Milles abzugehen hatten: jener Maler R., mein Nachbar, dann sein Sohn, der gerade siebzehn geworden war und also auch daran glauben mußte, dann ich, schließlich noch der Schriftsteller K., ein Deutscher, der in Spanien auf Seiten der Republik gefochten hatte.

Wir standen und warteten. Wir hatten es uns alle anders vorgestellt, als wir nach Frankreich gekommen waren. Liberté, Egalité, Fraternité stand riesig über dem Portal des Bürgermeisteramts, man hatte uns gefeiert, als wir, vor Jahren, gekommen waren, die Zeitungen hatten herzliche, respektvolle Begrüßungsartikel geschrieben, die Behörden hatten erklärt, es sei eine Ehre für Frankreich, uns gastlich aufzunehmen, der Präsident der Republik hatte mich empfangen. Jetzt also sperrte man uns ein. Wir nahmen es hin mit einer Art bitterem Gleichmuts, diese Jahre hatten uns die Unbeständigkeit menschlichen Verhaltens sehr anschaulich vor Augen geführt, wir ergingen uns nicht in Klagen, wir besprachen Sachliches, wie man am besten nach Les Milles gelange, wieviel Geld man mitnehmen solle, und ähnliches.

Dann endlich kam der Gendarm. Er hatte unterwegs einen Vagabunden aufgegriffen. Der Vagabund war betrunken, der Gendarm

selber war betrunken, er war an diesem Tage befördert worden, das hatte er, wie er uns erzählte, feiern müssen. Der Vagabund und der Gendarm schlugen sich auf die Schulter, und der Gendarm schlug uns auf die Schulter und erklärte, er habe gar nichts gegen uns. Der Raum roch stark nach Schnaps.

Die Formulare waren umständlich wie alle Amtspapiere in Frankreich; es mußte darauf vermerkt sein der Name des Vaters und der Mutter und viele ähnliche Details, ohne das ließen einen die Franzosen nicht passieren. Der betrunkene Gendarm kam mit dem Ausfüllen der Papiere nicht zu Rande. Aus unsern Ausweisen hatte er ersehen, daß sich unter uns Vater und Sohn befanden. So fragte er dann mich, den Fünfundfünfzigjährigen, ob ich der Sohn des achtundvierzigjährigen Malers R. sei, er konnte die Zusammengehörigkeit nicht herausfinden, er konnte überhaupt nichts herausfinden, er plagte sich ab. Schließlich riefen wir den Sekretär, daß er ihm helfe.

Am nächsten Tag dann fuhren wir ins Lager, in einem Taxi.

Ich erinnere mich genau des unsentimentalen Abschieds von meiner Frau. Wir waren alle beschäftigt, in der schäbigen, alten Droschke das Gepäck zu verstauen; meine Frau erklärte, sie müsse noch Papier holen, um irgend etwas besser einzuwickeln, und lief ins Haus zurück; mit solcher Geschäftigkeit waren die letzten Minuten ausgefüllt.

Unterwegs wurden wir von Gendarmen angehalten und mußten unsere Passierscheine vorweisen. Der Sekretär und der betrunkene Gendarm hatten auf diesen Formularen die Frage nach dem »Zweck der Reise« beantwortet: »Ausführung eines Regierungsauftrags«. Die kontrollierenden Gendarmen schauten uns an, schauten sich an, merkten, was das für ein Regierungsauftrag war, sagten bedauernd: »Aha«, grüßten mit verlegenem Mitleid und wünschten uns viel Glück.

Wir kamen nach der Stadt Aix, nach dem Orte Les Milles, wir

durchfahren ihn, wir fuhren die niedrige Mauer der Ziegelei entlang, die uns aufnehmen sollte, hielten auf der staubigen Landstraße vor dem großen Tor. Unmittelbar hinter dem Gitter war ein kleines Wachgebäude. Einige Uniformierte standen und hockten herum. Ich lohnte den Chauffeur ab und trug ihm Grüße an meine Frau auf.

Die Uhr auf dem Hauptgebäude der Ziegelei zeigte fünf Uhr zwei. Ich notierte innerlich, daß also die erste Minute nach fünf Uhr am 21. Mai die letzte Minute gewesen war, die ich in Frankreich in Freiheit verbracht hatte.

Ich schickte mich an, mein Gepäck über den Hof zur Anmeldestelle zu schleppen. Ich bin nicht sehr gewandt in diesen Dingen, und ich wußte einfach nicht, wie ich es anstellen sollte, den großen Koffer und den kleinen und die Decken und den Klappstuhl die fünfzig oder sechzig Meter zu tragen. Ich klemmte den Klappstuhl unter den linken, die Decken unter den rechten Arm, nahm den großen Koffer in die linke, den kleinen in die rechte Hand. Aber da fielen die Decken herunter, ich mußte alles abstellen, um sie von neuem unter den Arm zu nehmen, und als ich glücklich alles wieder beisammen hatte, fiel der Klappstuhl herunter. Die Soldaten schauten zu, ernsthaft, stumpf, ungerührt. Der Sergeant sagte: »Also los endlich, allez hop.« Ich war recht unglücklich. Das war um fünf Uhr zwei.

Um fünf Uhr drei aber war ich sehr glücklich. Über den Hof nämlich auf mich zu kamen ein paar Burschen, ich erinnerte mich nicht ihrer Namen, wohl aber ihrer Gesichter, sie waren mit mir hier in Les Milles gewesen, als ich das erste Mal eingesperrt gewesen war, sie ließen sich nicht abschrecken von den Wachen, die ihnen zuriefen: »Zurück, zurück«, und die Wachen nahmen es wohl auch nicht so ernst. Die Burschen aber sagten: »Hallo, sind Sie wirklich wieder hier? Das hätten wir uns auch nicht träumen lassen«, und sie bemächtigten sich meines Gepäcks und trugen es zum Anmeldebüro.

Dort gab es zunächst einige Schreiberei. Dann wurde das Gepäck untersucht, nicht sehr ernst. Der Leutnant, der das Büro befehligte, ein Industrieller aus Lyon, ein eleganter Herr mit angegrauten Haaren, gewöhnlich etwas müden Gesichtes, begrüßte mich höflich, bat mich ins Büro, befragte mich um meine Meinung über die politische und militärische Lage, bedauerte, daß die Umstände die Regierung zwingen, uns von neuem einzusperren, hoffte, daß es auch diesmal nicht lange dauern werde.

Dann, wieder am Anmeldeschalter, wurde ich gefragt, wieviel Geld ich bei mir hätte. Ich zögerte ein wenig. Der Sergeant sagte: »Geben Sie ruhig den richtigen Betrag an. Wir funktionieren hier lediglich als Bank, Sie können jederzeit wiederhaben, was Sie wollen. Es wird in einem solchen Lager viel gestohlen. Sie deponieren Ihr Geld besser bei uns, statt es immer mit sich herumzuschleppen.« So machte ich es dann auch. Das war falsch, wie sich später erwies; denn man bekam von seinem Gelde nur jeweils kleine Summen zurück, in großen Zeitabständen und nur nach Eingaben und vielerlei Bemühungen.

Dann, dies alles erledigt, bekam ich eine Nummer zugewiesen, ich war No. 187. Das blieb ich von da an.

Der kleine Ort Les Milles ist häßlich, doch die Landschaft ringsum ist sanft und lieblich; hügeliges Gelände, blau und grün, kleine, sanfte Flüsse, alte Landgüter, Ölbäume, Reben, viel Rasen, der sonst in dieser Gegend spärlich ist, ein kühner, hoher Aquädukt, weithin sichtbar. Inmitten dieser schönen Landschaft lag unbeschreiblich häßlich unsere Ziegelei.

Das weite, niedrige Hauptgebäude war umgeben von kahlen, weißen Höfen. Ein paar kleine Nebengebäude dienten als Schreibstube, Wachstube, Krankensaal, Küche, Remise. Das Gesamtareal war auf zwei Seiten von einer Ziegelmauer, auf den beiden andern von einer Böschung abgeschlossen, alles war ausgiebig mit Stacheldraht und mit